

Tägliche Omaha Tribune

TRIBUNE PUBLISHING CO.; VAL J. PETER, President. 1911 Howard Str. Telephone: TYLER 340. Omaha, Nebraska.

Des Moines, Ia., Branch Office: 407-6th Ave. Preis des Tageblatts: Durch den Träger, per Woche 10c; durch die Post, per Jahr \$5.00; einzelne Nummern 2c. — Preis des Wochenblatts: Bei strikter Vorauszahlung, per Jahr \$1.50.

Entered as second-class matter March 14, 1912, at the postoffice of Omaha, Nebraska, under the act of Congress, March 3, 1879.

Omaha, Neb., Donnerstag, den 14. Juni 1917.

Die englischen Hilfsvölker.

Das britische Imperium hat eine Bevölkerung von annähernd 400 Millionen. Die englischen Zeitungen, voran die Times, weisen bei der Erwähnung der Feindseligkeiten wiederholt darauf hin, daß es der britischen Armee niemals an Mannschaften fehlen würde, da aus diesen riesigen Menschenreservoir stets neue Millionen zur Verteidigung Englands geschöpft werden könnten.

England war auch durchaus willens, seinen Hilfsvölkern und seinen Verbündeten die Opfer des Krieges und vielleicht auch einen Teil des Ruhmes großmütig zu überlassen, aber es hat bereits im ersten Jahre des Krieges die Erfahrung machen müssen, daß die Rechnung nicht stimmte, daß aus den 400 Millionen des englischen Imperiums ungefähr sieben Millionen, soweit es sich um tatkräftige Hilfe für das Mutterland handelt, auszuheben seien.

Indien, Englands reichste Kolonie, hat drei Viertel der Einwohner des britischen Weltreiches, nämlich ungefähr dreihundert Millionen, aber aus dieser riesigen Bevölkerung hat England keine Kräfte ziehen können, die diesen Namen überhaupt verdienen. Trotz der Nähe des indischen Reiches mußte die englische Armee in Ost-Indien vor verhältnismäßig schwachen türkischen Truppen die Waffen strecken. Allerdings hat England diese Schwäche ausgeglichen, aber nicht mit indischen Truppen, sondern mit Europäern, die es auf dem westlichen Kriegsschauplatz nur schwer entbehren konnte. Die Fortschritte, die England seither in Mesopotamien gemacht hat, haben mit der Einnahme von Bagdad anstehend ihr Ende erreicht. Man hört nichts mehr von Operationen der Engländer auf diesem Teile des Kriegsschauplatzes und von indischen Truppen ist seit langer Zeit nicht mehr die Rede gewesen.

Das von diesen Truppen zu Beginn des Krieges an den Rändern in Nordamerika, erwiebs sich mehr als ein Demas als wie eine Hilfe für die Kräfte des Feldmarschalls French und man sah sie sobald wie möglich wieder vom Kriegsschauplatz ab.

In Irland hat die englische Regierung keine allgemeine Wehrpflicht eingeführt und bei der Bekämpfung der Unruhen gegen England dürfte die Zahl der irischen Freiwilligen, die hauptsächlich aus den nördlichen Counties kommen und genau genommen, gar keine Irlands sind, verhältnismäßig klein sein. Eine sehr tatkräftige Hilfe hat dagegen Kanada dem Mutterland geleistet, indem es eine Armee von 350,000 Freiwilligen nach dem europäischen Kriegsschauplatz entsandt hat. Eine weit geringere Kontingente fandte Australien, dessen Truppen sich das zweifelhafte Monome erworben haben, die undisziplinierteste Horde der ganzen englischen Armee zu sein.

England sah sich schließlich genötigt, mit seinen ängstlich gewohnten Traditionen zu brechen und selbst die allgemeine Wehrpflicht einzuführen und es hat mit seiner „Home-Armee“ die Erwartungen seiner Gegner, wie seiner Verbündeten übertroffen. Es steht mit einem Millionenheer in Frankreich, es hat in den letzten Monaten die schwersten Lasten des Krieges auf die eigenen Schultern nehmen müssen und dabei Verluste erlitten, die sich die englischen Staatsmänner bei Beginn des Krieges nicht im Entferntesten träumen ließen. England steht unter den europäischen Völkern heute als große Landmacht da, aber alle seine Anstrengungen und Opfer haben nicht vermocht, es seinen Kriegsziele auch nur um einen Zoll näher zu bringen.

Ein weiterer Appell an seine getreuen Kolonien ist ohne Wirkung geblieben. Nur die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in Australien und Kanada konnte dem Mutterlande neue Armeen aus diesen Kolonien zuführen. Australien hat die allgemeine Dienstpflicht abgelehnt und Kanada wird sie wahrscheinlich auch ablehnen. So weit geht die Opferwilligkeit eines großen Teiles der Kolonien wie der „Antones“ nicht, daß sie gewillt sind die Waffen für England ergreifen.

Wir haben jetzt die allgemeine Wehrpflicht eingeführt, um Deutschland zu bekämpfen und damit indirekt den Briten zu helfen. Wäre es unter diesen Umständen nicht eher die Pflicht der englischen Kolonien gewesen, durch die allgemeine Dienstpflicht Englands Heere zu ergänzen? Aus seinen enormen außeruropäischen Besitzungen mit einer Bevölkerung von 350 Millionen hat England im höchsten Falle eine halbe Million Truppen gezogen, die große Masse der Bewohner der Kolonien verhält sich gegen das Mutterland völlig indolent.

Es ist in letzter Zeit die Rede davon gewesen, daß England für das ganze Imperium die allgemeine Dienstpflicht herbeizuführen veruchen will. Das würde jedoch die Aufhebung der den Kolonien verfassungsmäßig zustehenden Rechte bedingen und das darf man in London nicht wagen, da es den Abfall verheißener englischer Besitzungen unbedingt zur Folge haben würde. England wird diesen Krieg jetzt mit eigenen Mitteln und der Hilfe seiner Verbündeten ausfechten müssen.

Weizen und Mais.

Berker C. Hoover, der von Präsident Wilson als Nahrungsmittel-Direktor des Landes in Aussicht genommen ist, erklärte neulich, das amerikanische Volk müsse lernen, mehr Maisbrot, Weizenmehl usw. zu gebrauchen, weil dadurch die Menge, des zur Ausfuhr nach den Ländern der Alliierten zur Verfügung stehenden Weizens vergrößert würde.

Zu anderen Worten: der größere Teil unserer Bevölkerung, der an den Genuß von Weizenmehl und Weizenbrot gewöhnt ist und ihn nur im Notfall würde entbehren können und wollen, soll sich diesen Genuß verlegen, um ihn unseren Bundesgenossen zu ermöglichen, von denen ebenfalls ein großer Prozentsatz ausschließlich Weizenmehl und Weizenbrot zu genießen gewöhnt war und ist.

Herrn Hoovers Vorschlag erinnert lebhaft an den Versuch, das Pferd am Schwanz anzufassen, und dürfte auch kaum besseren Erfolg aufzuweisen haben als dieses Kunststück. Nach den Berechnungen von Sachverständigen ist es selbst bei härtester Verwendung von Weizen im Zusammen mit anderen Getreidearten, daß die Ver. Staaten auch nur annähernd so viel Weizen exportieren können, als die Alliierten benötigen. Erfolg des Weizens in amerikanischen Haushalten durch den Krieg würde daher nur dann den gewünschten Erfolg erzielen, wenn der Verbrauch von Weizen vollständig ausgeschaltet werden könnte, was jedoch ein Ding absoluter Unmöglichkeit ist. Außerdem ist es schwer zu verstehen, wenn die Leute sich schon an den Genuß von Maisprodukten anstelle von Weizenprodukten gewöhnen müssen, warum dies von uns verlangt wird, die wir doch den Weizen produzieren, und nicht von den Engländern, Franzosen usw.

Sehrhundert alte Lebensgewohnheiten folgten über Nacht ändern zu wollen, ist eine beinahe undurchführbare Aufgabe. Sie hat nur dann einige Aussicht auf Gelingen, wenn die ernen Notwendigkeit das Wort führt, wenn einem schon das Reflex an der Kehle sitzt. Das mag vielleicht bei den Alliierten der Fall sein, aber unser Land ist Gott sei Dank von einer solchen Notwendigkeit bisher noch verschont.

Die Honigkur.

Von Theo. v. Torn.

Seine Kulenkamp hatte in seinem Leben schon allerhand Selbstmitleiden erfahren. Am Einsegnungstage war ihm aus einem Aufstall eine leere Konservendose auf den Kopf gefallen. Nachdem er später ein ganzes Jahr lang mit Fieber und Nerven verleidet gewesen und das Aufgebot schon bestellt war und der Pastor seine Gans schon weg hatte, war eine kurze Abgabe gekommen: er sei zu tief. Eine große Dummheit, denn seine Kulenkamp war nicht von Oheim auf Pfingsten die geworden. Kann war diese Selbstmitleid einermöglichen überwinden, da ging ihm die Welle ein, die in Mendeburg und Suisun den ersten Preis bekommen hatte. Und vor drei Wochen, auf dem Jahrmarkt in Löning, hatte er sich bloß ein bißchen an einem Flaggemast gelehnt — und da war gleich ein ganzer Ferkel zusammengefallen. Mühsam gelang es ihm, den Ferkel zu fassen und zu fressen. In Nordus gibt es einen altherberühmten Stolz, der einmal zu den sieben Weltwundern gehört hatte, und heute noch angestarrt wird. Das Stutzen des Feldweibels war größer. Nachdem er den Hundgang beendet, fragte er sich: „Sagen Sie, Mannchen — sind Sie wirklich bloß einer?“

„In Weich, Herr Feldweibel.“ „Es soll mich die Möglichkeit! Na — dann gehen Sie mal erst zum Arzt und dann Sagen hören. Dem Kammer-Begegneten bestellen Sie einen schönen Gruß, und er soll an mich denken, wenn er im Glücke schwimmt bei Ihrer Entlassung.“

Der kleine Stabsarzt lachte noch viel mehr wie der Oberfeldarzt in Stiel. Einmal weil er ein junger Herr war; zum anderen hatte er den Hektel gelesen — und dieser Hektel schien ein Rezept zu enthalten. Denn der Stabsarzt ging an den Medizinischen, entnahm ihm eine Flasche und einen handlichen Koffel, der die Mitte hielt zwischen einer Füllkelle und einem Zerkleinerer, gab diesen bis an den Rand voll, und ergrüßte seine Kulenkamp, den Mund aufzumachen.

„So, mein Lieber,“ erklärte er, nachdem der Dide die Flüssigkeit heruntergurgelt. „Zabun holen Sie sich täglich zwei Portionen. Sie nachdem Sie abnehmen können — um besten morgens und abends. Nach vierzehn Tagen sind Sie fit.“

Seine Kulenkamp, verließ das Lokal bedrückten Sinnes. Ganz ungeschicklich war ja auch sein Leben nicht geblieben. Als Junge hatte er Sioux-Indianer werden wollen; dann Korvetten beim Kaiser. Mit dreizehn Jahren hatte er gemünzt, der reiche Stabenow auf Salzgebirg zu sein, um sich irgendwelche Wunderwässer-Waundersuchen zu lassen, von denen er dann immer bloß den knispigen Sand essen würde. Und als Ferkel Nidmers ihm abgegriffen, hatte er gewinnlos, daß sie unter jeder Fußsohle fünf Eliteraugen bekommen möchte, damit sie trotz ihrer Schlauheit ebenso wenig tanzen konnte wie er.

Aber Geuller zu werden oder gar so ein Springbock, wie der Herr Stabsarzt noch meinte, hatte seine Kulenkamp sich nie gewünscht. Und wenn es bloß darauf ankäme, dann mochte er die edlige Medizin lieber gar nicht nehmen. Schon jetzt war ihm recht unheimlich um den Magen.

Auf der Kammer hatte seine Kulenkamp eine geschlagene Stunde zu tun. Der Sergeant und die Hilfsmannschaften tanzten Ringelreihen um ihn. Als er dann unter vielen, vielen Segenswünschen endlich eingekleidet war, sah es auf der Kammer aus, als wenn Inventur gemacht worden wäre — und seine Kulenkamp sah aus wie ein Varietekomiker. Alles in der Welt geht natürlich zu — die Kleider aber ging natürlich nicht zu. Da mußten erst einige Stücke gerückt werden. Die weitesten Hüften benötigten noch eines preiswürdigen Kleidebaues — und der Kleider war überhaupt nicht möglich. Es wurde sofort telephonisch eine Ertrammer bestellt, die, wie der Herr Kammerhergeant meinte, später dem Jungmann in Berlin als Aurofittät überweisen werden würde. Beständig mußte unser Landwehrmann mit einem Gürtchen abziehen, das ganz schick und feinstichig getragen werden wollte — sonst fiel es herunter.

Als endlich um zehn Uhr die Vertreter vor der Kaiserinwache erschienen, sah seine Kulenkamp in seinem harten Soldatenhute, daß so gar keine Bekleidungsstücke mit dem Gehörlosen von Ferkeln, in den er dahinein verlor. Er dachte noch ein wenig an den Süderhof, an Lante Urkel und an das Kusmellen — dann schloß er ein. Und er hätte vielleicht recht gut geschlafen, wenn die Medizin nicht gewesen wäre. — Landwehrleute werden natürlich lange nicht so gefühllos wie Rekruten. Die Herren Borgelegen sind

eingedenk, daß dreißigjährige Männer, denen die Schärme in langer Zeitwichtigkeit schon ein bißchen eingetroffen sind, nicht mehr so viel „Murren“ und „Schmalz“ in den Knochen haben. Es wird den Wehrmännern nicht zugemutet, daß sie im Paradebild die Heine so hoch werfen wie demaleinst, und auch an die Marschleistungen werden nur mäßige Anforderungen gestellt. Dennoch entringt sich mancher Sternlich den bärigen Lippen des Wehrmannes, und es wird „Wut und Gel gequoynt“. Aber — es geht. Bei gutem Willen geht es sogar sehr gut.

Wovor seine Kulenkamp am meisten Angst gehabt hatte — die tiefe Stiebniege und der Bauchaufschwingung — wurde ihm gar nicht abverlangt. Das richtete ihm denn bald aus der fergewollten Döflichkeit auf, die in den ersten Tagen einige arge Schmitz gequoynt hatte. So war es ihm passiert, daß er mit Urfehls erzieher Pater untemm Aru seinen Major grüßte — eine militärische Angelegenheit. Der Herr Major war aber ein verständiger Mann, der mir ernst und artig bemerkte: „Bitte, bleiben Sie dabei.“

Im übrigen gab seine Kulenkamp sich rechtlich Mühe, den gegebenen Anforderungen zu entsprechen. Nur war er häufiger als andere gezwungen, gewisse kurzfristige Urtoube zu erlösen — namentlich wenn er die Medizin genommen hatte, die der Herr Stabsarzt ihm als Honig, als Soldatenhonig bezeichnet hatte. Das Jeug war so schrecklich, daß seine Kulenkamp sogar gewöhnlich an Appetit einbüßte und gar nichts Davider hatte, wenn seine Stubenkameraden den Inhalt von Lante Urfehls Futterkasten unter sich teilten. Das erwarb ihm Sympathien und lenkte manchen Spottspieß ab, der sonst seine ausgiebige Weite getroffen hätte.

Des weitern fühlte er allmählich eine körperliche Aktionsfähigkeit, die er in seinen lästigen Krämmen nicht für möglich gehalten hätte. Morgens vollgürtete er schon mit beiden Beinen zugleich aus dem Bett — und einmal überdachte er sich dabei, als er in der Kaserne zwei Treppentufen mit einem Male zu nehmen versuchte. Das erholte sein Selbstvertrauen und führte zu anerkanntwertigen Leistungen, auch auf dem Marsche. Und er wäre schließlich gar nicht mehr zurückgeblieben, wenn der Honig nicht gewesen wäre.

Im Schiefen fand seine Kulenkamp vollenden seinen Mann. Da einem aber, wie Fritz Reuter sagt, mandamul nicht so ist wie mandamul, soch er gelegentlich auch minder gut. Bei einer solchen Gelegenheit tobte der Hauptmann wie bestessen und drohte mit allen Stroten der Halle, wenn er nicht besser schähe.

„Sie können doch sonst! Warum können Sie denn heute nicht, zum Donnerwetter!“

„Wenn der Herr Hauptmann immer los schmeusen, kann ich überhaupt nicht“, erwiderte seine Kulenkamp trocken.

Nach der letzten Felddienübung mußte selbst der Herr vornehm und auchhaltende Baron von Neudert lachen, als ihm einer der Wehrmänner beiläufig anblinzelte: „Na, Herr Reutnant — mer'n machen wer vor Wuttern Parademarsch!“

Für seine Kulenkamp fiel diese Perspektive ja weg; denn bei Lante Urfehls war wenig Verständnis für militärische Erinnerungen vorausgesetzt. Er bedauerte das eigentlich. Im Grunde war es doch sehr schön gewesen — und an den Honig hatte er sich zuletzt gewöhnt, daß er von dem Herrn Stabsarzt das Rezept erbat, um zu Hause die Kur fortzusetzen.

Das ganze Dorf stand Kopf, als seine Kulenkamp am nächsten Sonntag zur Armes auf dem Anger erschien und einen Schalligen nach dem anderen drehte. Und als dann Donnerwetter angefangen wurde, forderte Ferkel Nidmers seine Kulenkamp zum Tanz auf.

„Ueberflüssig. Keitliches Fräulein (zum Wirt): Aber ich habe ja keinen Spiegel in meinem Zimmer!“

„Na, Sie hab'n ja doch bei Freud mehr drom, wann Sie sich anschauen!“

„Der Hauptkammerarzt: Sie sind von heute ab gesund; darf ich Ihnen auch die Rechnung präsentieren?“

Patient: „Um — soll ich mich dazu nicht lieber narotisieren lassen?“

„Kühner Schluß. Wenn ich meine Selbstbege betrachte, muß ich immer weinen.“

„Sie ist wohl von Astofobleder?“

„Gipfel des Komfars. Ist die Arone ein feines Restaurant?“

„Na und ob! Jeder Tisch hat sein eigenes Beschermedeuch.“

„Neues Wort. — Ja, Rat, wo hast Du denn Deine hübschen Erspornisse her?“

NO REVOLUTION IN GERMANY.

Revolution in Germany has been the daily prayer of the people of the Entente so long that they have come to put a childish faith in the coming of such a revolution. There is a widespread belief in America that such a revolution must come to pass and save the day. Many plausible stories have been told to prove the imminency of revolt among the Germans; and, today many among us are largely basing their confidence that the war will be soon ended upon the belief that Germany's present Government must soon fall before an angry people.

This confidence is ill-founded. There is little revolutionary spirit apparent in Germany today; and no revolutionary leader has as yet made an appearance. The hope of revolution is a vain hope, and must not be taken into consideration in estimating the future difficulties and the necessary preparations to meet them. We must dismiss as a factor from our calculations that of revolution in Germany, and remember that but one leader with revolutionary ideas has come forward in the Empire during the war. This leader was Doctor Karl Liebknecht.

Karl Liebknecht played a role in Germany more tragic than important. It was written of him after his conviction before a military court that "our story does not concern a man who leaves behind him a vacant place, who leaves a position unfilled in the life of the nation of any importance whatsoever." The tragic quality in Liebknecht's life was that his fate brought him into conflict with forces predestinated to crush him, no matter what the combination were that he might make in his own favor. He did not fall as a martyr for a great cause, which demanded a sacrifice in order to fix the attention of others, but he fell in the vain endeavor to play the role of master over a machinery, of which he understood little, and which he was totally unable to control. Liebknecht never had an influence of importance, and he never gathered around him a large enthusiastic following. The material of Liebknecht's life is that for the tragedy of a small man, and not that for a tragedy of a leader.

Dr. Karl Liebknecht was the son of a father, who played a role of political importance in Germany. It was part of the son's misfortune to inherit his father's name and political mantle. He lacked utterly his father's gifts as a writer and as a politician. He lacked his father's sharp political instinct. In spite, however, or perhaps just on this account, he could not withstand the temptation to continue the role of his father.

In manner and appearance, Liebknecht lacked those qualities that win confidence and support. He was an indifferent speaker, even in smaller gatherings. His manner contributed largely to his ultimate failure to win a following. He was a man of unpleasant personal appearance, and, though an indefatigable worker, never was able to maintain that influence, which had

been his father's. Dr. Liebknecht was driven along his course by an impelling ambition. His parents had planned for him a great political career and, at the beginning of his career toward the end of the nineties, he found himself among the aristocracy of his party, the Social Democratic Party. He inherited from his father a right to demand, and a right to expect, a special place in his circle, and he made this demand.

Liebknecht's ambition was a great one, but the man lacked the political instinct and the genial gifts, which are imperative for the realization of great political ambitions. He sought, therefore, to play a political role in opposition to the consolidated power of his country — and he lacked for this role not only the talent, but also, the personality.

Liebknecht was a thoroughly trained jurist. He was an industrious attorney and, as one of the aristocrats of the Social Democratic Party, he became one of its most radical and uncompromising advocates.

Dr. Liebknecht, in the beginning of his career, enjoyed considerable successes; and this success confirmed his belief in himself. This success, however, was not as genuine and not as great as had been the success of his father, he well understood, and he strove more and more bitterly for such a success but with a continually diminishing outlook. He became embittered and nervous. He endeavored to win that power, of which he dreamed, by at advocacy of revolutionary ideas pushed to the limit of safety within the confines of a warring State; and he ventured a propaganda for revolution where the soil for revolution was thin and poor and stone strewn.

Liebknecht's revolutionary movement never won the least importance; and, become more violent through the lack of political success Liebknecht finally threw discredit to the winds, and upon the open Potsdam plain in Berlin he sought to incite a tired gathering of embittered old women—vendors of butter and vegetables—to make a revolution.

Liebknecht had long been considered hysterical, before his last unfortunate adventure upon the Potsdam Place. His voice combined a quality of subservient courtesy to gether with a quality of arrogance. It was the voice of a hysterical man; and the nervous ring of its mad qualities stood forth more, sharply as party and friends and supporters dropped away from their hardworking and ambitious leader during the lengthening course of war, to which war Dr. Liebknecht had looked for the founding of an imperishable fame.

Dr. Liebknecht today is serving a sentence in prison, and no other leader of revolutionary purpose has since presented himself to take the leadership made vacant by the solitary, unprepossessing sufferer, whose ambitious revolution proved his great tragedy.

(Issues and Events)

A FREE PRESS VITAL TO AMERICAN PEOPLE.

(From the Boston Journal.) After repeated attempts by the administration to nail a press censorship clause to the espionage bill, the Senate has passed the bill minus the censorship provision. It now appears that the espionage bill will come out of conference with no strings on the press. So far, so good. But the administration has been persistent, and with each modification of the now dead censorship clause there has been a return of the press censorship plan in one form or another. The public does well to bear the censorship scheme in mind, and to hold itself in readiness to swat any reappearance of the political gag program.

A free press means the publication of news vital to the people, and the publication of comment on that news. A muzzled press means the publication of only such news as is favorable to the party and the officials in power, and the suppression of all comment unfavorable to such party and officials.

With a free press, the official who makes a horrible blunder or commits a political crime is exposed and deposed. With a muzzled press, the public never knows that the blunder or the crime has been committed.

With a free press, the people continue to have a voice in government. With a muzzled press, government is entirely in the hands of a bureaucracy.

The people must decide: it is their concern. A few hundreds of little editors whose business is to gather news and observe events are not the ones who suffer by censorship. It is the whole people, the hundreds of millions of us, who are stifled and cheated when the government decides to run things in the dark.

Government affairs are enough concealed now, God knows, even without any censorship. The State Department has discounted newspaper conferences and the official American attitude toward foreign problems is hidden in pigeonholes. The War Department, too, has shut it

down on information, and none knows whether prospects are good or ill for the army now in the making.

If this is open-face government, what would censorship be? No intelligent newspaper editor expects to publish everything he knows about the war, nor does he expect the government to tell everything it knows. Obviously there are military secrets and government processes that cannot be revealed where there is any possibility of a leak to the advantage of the enemy. But that does not mean that a newspaper editor may not expose a government blunder, nor that a newspaper may not criticize an incapable or crooked official.

There is no need of a press censorship in this country. Rather, in our disorganized state, there is need for a wider publicity on all the great problems that confront us. England, in her proximity to the enemy, may have needed some sort of censorship, though certainly not the kind that hid the ghastly mistake of Gallipoli, that belittled the U-boat; that permitted a titled harridan to hold social strings on the officers at the front.

This country must have one-man control in its government departments, but the one man must be open to inspection. It comes to this: if a hundred thousand lives are wasted through some government official's fault, off with his official head. If there is graft in army supplies, show us the grafter. If there is politics at the Capitol instead of efficiency, drag it out and kill it.

President Wilson hasn't made good, yet, on his splendid promise of democracy. A free press is the first essential of democracy. President Wilson may properly be held responsible for the war legislation; he is running Congress, and he has the veto power.

Let every American keep that word "democracy" in mind. And let him howl every time Washington appears to for it.